

[Nachdruck verboten.]

20]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Kasnussen.

Hier griff Sultana ein.

„Ich begreife ja, daß Ihr Mutter gegen Vater gern helfen wollte. Aber wenn Bleira dies alles ertragen muß, wird sie von Sinnen vor Angst. Und was hat sie uns getan? Kann sie dafür, daß man sie verkauft hat? Sie weiß wohl kaum von Mutters Existenz und Vater kannte sie nicht. Sie ist unschuldig, und es tut mir zu leid, sie so viel leiden zu sehen. Ich bin nicht einverstanden mit dieser Sache.“

„Willst Du Mutter denn nicht rächen?“

„Nicht auf diese Art! Ihr dürft Bleira nichts zuleide tun! Ich will es nicht!“

„Glaubst Du denn, sie wäre mit Vater glücklicher geworden?“

„Nein, aber wir müssen andere Mittel finden, ihr zu helfen.“

Mabrufka hatte einen Rat.

„Wenn sie Sidi Hamza nicht leiden kann, so ist sie ja ohnehin auf unserer Seite und kann sich nichts Besseres wünschen, als zum zweiten Male Witwe zu werden, ohne je richtig verheiratet gewesen zu sein. Nun haben wir ja gesehen, daß dieser Weg gut ist — Kalla Djerida ist nicht dumm — und darum glaube ich, wir sollten ihn zu Ende gehen. Wenn Bleira das Geheimnis erfährt, hat sie ja keine Ursache mehr, ängstlich zu sein und kann wohl das bißchen Unbehagen noch erdulden, wenn sie dadurch ihre Freiheit rettet — und das Geld. Ja, denn der Kaufpreis ist ja ihr Eigentum, sobald Sidi Hamza sie verstößt.“

Nur gab ihr recht.

Sultana überlegte ein wenig.

„Wir wollen ihr die Wahrheit sagen. Dann mag sie selbst entscheiden, was sie tun will.“

Während Mabrufka als Wachtposten ausgestellt wurde, um eine Ueberrumpelung durch Si Hamza zu verhindern, gingen die beiden Geschwister zu Bleira zurück, welche außer sich vor Angst wie eine zum Tode Verurteilte zitterte, seit nun auch Sultana sie verlassen hatte.

Aber ihre Angst schwand, als sie erfuhr, woher der Reichengeruch stammte und daß überdies die ganze Familie Si Hamzas ihre natürlichen Bundesgenossen waren.

Sie erklärte sich sogleich einverstanden, alles zu erdulden, wenn es bloß dazu diene, daß Si Hamza sie verstieß. Dann war sie ja so frei, wie ein Weib des Islams es sein kann.

Es sollte ihr eine Kleinigkeit sein, sich zu stellen, als wandle sie am Rande des Todes, nur mußten sie ihr helfen. Sie würde Arznei einnehmen, sagte sie, so daß Hamza sie nicht von einer Cholerafranken unterscheiden könnte.

So war der Ring geschlossen um den siegesstolzen Herrn des Hauses. Die Verschwörung hatte alle Aussicht auf Erfolg.

Bleira faßte ein unbegrenztes Zutrauen zu Nur, dessen Nur ihr bewundernswert schien. Schon des Nachmittags, während sie auf ihrem Leidenssthrone ausgestellt saß, hatte sie Trost darin gefunden, sein feines arabisches Profil zu betrachten, so oft er über den Hof ging — und er ging sehr oft über den Hof.

Als der Mueddin bei Sonnenaufgang rief, kam Mabrufka dahergeschlichen, um die Verschworenen aufzufordern, auseinanderzugehen.

Sie schliefen alle drei.

Sultana lag ausgestreckt auf dem Divan. Bleira saß an Nur gelehnt, die Wange an seine Schulter geschmiegt. Sein Arm lag schlaff um ihre Hüfte.

Mabrufkas Gesicht erstarrte. War dies der Weg, den es nahm? Hätte sie dies nur ein wenig früher geahnt!

Sie biß ihren Finger blutig, und es gurgelte sonderbar in ihrem Halse.

Die dunkeln Augen wurden schwarz wie der Tod.

Für Hamza brach ein Tag der Trauer an.

Er wußte beim Erwachen weder aus noch ein; er mußte sich erst besinnen, was geschehen war.

Um ganz sicher zu sein, daß er nicht geträumt habe, ging er hinab ins Schlafgemach.

Der Gestank war da; unzweifelhaft.

Bleira lag da und jammerte, sie mache es wohl nimmer lange; darum schlug er sie nicht.

Es fiel ihm ein, das Bett zu untersuchen, ob der Geruch vielleicht von dort herrühre, aber es war nichts zu entdecken. Es lag in der Luft. Es kam von der Kranken.

„Tue mit mir, was Du willst, o Herr, aber verstoße mich nur nicht! Ich habe niemanden in der Welt, auf den ich vertrauen kann als Dich!“ heuchelte sie.

„Schweig! Wenn Du am Leben bleibst, verstoße ich Dich! Ich will keine Pestbehaftete in meinem Hause haben!“

Der Gestank vertrieb ihn abermal aus dem Gemach.

Noch am frühen Morgen empfing er den Besuch des Zauberers Amor ben Ahmed Berrani.

Er war ein Mann in den Dreißigern, mager, kurz gehaut und gelb, mit kleinen hinterlistigen Rattenäuglein und einem Mund voll schwarzer Zahnstümpfe, die seinen marokkanischen Dialekt schmäzend machten. Er trug einen indischen Turban und von Ohr zu Ohr einen schmalen schwarzen Bartfranz, der ihm ein gewisses Gepräge eines falschen Hindu gab.

Amor hatte das Geschäftsprinzip, daß keiner, der bezahlte, ungetröstet oder ohne Antwort von ihm gehen sollte, was immer man auch von ihm verlangen mochte. Seine Spezialitäten waren Weissagung der Zukunft, Heilungen durch übernatürliche Kräfte, in deren Besitz er stand, und Offenbarung der Fundstellen vergrabener Schätze.

Sobald Amor Hamzas ansichtig wurde, knisterte ein hohes, dünnes Lachen aus seiner Kehle.

„Warum lachst Du, Sidi Amor?“

„Weil Du der erste Leichnam bist, den ich auf zwei Beinen wandeln sehe.“

„Ein Leichnam?“

„Zawohl, Du bist ein Leichnam. Und da Du noch gehen kannst, solltest Du nach Sidi bel Hassan gehen und Dich niederlegen mit dem Gesicht gen Mekka und Dich gut zudecken. Denn Du riechst schon.“

„Bist Du gekommen, um mich in meinem eigenen Hause zum Besten zu halten?“

„Nein, ich bin gekommen, um zu helfen. Ich habe es die ganze Nacht gerochen, daß der Tod über Deinem Hause ist. Du hast zehntausend Francs bezahlt, um den Tod in Dein Haus zu locken. Oder ist es Lüge, daß Dein Weib ihrem Ende schon so nahe ist, daß man es von weitem merkt?“

„Sidi Amor, Du weißt alles!“ erwiderte Hamza in tiefer Mutlosigkeit.

„Es ruht ein Fluch über ihr. Sie verfault bei lebendigem Leibe und ist nicht mehr zu retten. Dein Leben will ich zu retten versuchen — wenn es noch möglich ist. Bringe mir einen Becher und Sorge, daß wir allein bleiben.“

Hamza holte einen Becher und führte Amor in den großen Saal des Vorderhauses, in dessen hintersten Winkel sie sich versteckten.

„Ich will mehr für Dich tun, als ich für irgendeinen anderen getan habe,“ sagte Amor. „Ich will es wagen, die Geister herauszufordern und auch Bleira zu retten versuchen. Bringe ich den Geruch in sieben Tagen zum Schwinden, so seid Ihr beide gerettet. Erhält er sich aber und nimmt zu, dann ist dies ein Zeichen, daß die Geister sich nicht besiegen lassen, und dann mußt Du sie verstoßen und aus Deinem Hause schießen, wenn ich Dein Leben retten soll. Sind wir einig?“

„Ja.“

„Sag: In Allahs Namen! und zähle bis sieben!“

„In Allahs Namen! Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben.“

„Spuck dreimal in diesen Becher!“

Si Hamza machte keine Einwendungen. Man spuckt gern dreimal, wenn es das Leben gilt.

Amor hüllte den Becher ein und verbarg ihn unter seinem Vernus.

„Gib mir nun ein Goldstück!“

Und Gamza mußte mit zwanzig Francs herausrücken, worauf Amor sich mit dem Versprechen entfernte, am nächsten Tage zur Fortsetzung der Kur wiederzukommen.

Auf der Schwelle schärfte er ihm noch ein: „Vergiß nicht, daß all meine Kraft umsonst ist, wenn Du Dich Pleira auch nur näherst!“

Gamza schloß sich mit seinem Unglück ein.

Große Tränen rannen über seine Wangen hinab.

Das viele Geld war verschleudert. Alle süßen Hoffnungen zerronnen. Und nun stand gar noch das Leben auf dem Spiele.

Was half es ihm übrigens, wenn er lebte? Der Jude Bembaron und alle Freier Pleiras würden vor Schadenfreude lachen. Die ganze Stadt würde hinter seinem Rücken lachen, wenn er sich zeigte.

Und das ärgerte von allem: Djerida würde triumphieren. Er fühlte es wohl: von ihr war der Fluch auf Pleira gesandt worden, um ihn zu treffen.

Er rief Mabruka, sie möge ihm seine Sjerbija mit Tabak und Hasjisi bringen.

Selbst die Peise schien ihm einen Leichengeruch zu verbreiten. Aber sie barg in sich ein Paradies von Vergessenheit und lieblichen, farbensatten Phantasien.

Er hüllte sich in seinen Vernus, und der hünenhafte Riese schlüchtete aus den Wolken der Wirklichkeit in die schwülen Elfennebel der Träume.

(Fortsetzung folgt.)

Cuxhaven.

Aus dem Wanderbuche eines Malers.

„Da ist ja nichts los, was wollen Sie da?“ hieß es in Hamburg. Der Großstädter, der auf die hohen Klümpfe der vielen Dampfer in seinem Hafen wies, auf das Durcheinanderwirbeln einer Unzahl von Schleppern, Fährdampfern, Barkassen, auf die vornehm angelegten Parkanlagen, auf eine edle, aber neuzeitliche Straßengestaltung — er hatte recht.

In Cuxhaven ist nichts los; Pauli-Landungsbrücken, die Alstercafés, die Seitengassen mit ihren Matrosen — das ist mehr.

Aber Hamburg erdrückt den Beobachter. Er ist von den Mauern der Bureauhäuser, der Kirchen, der Schiffsreeberpaläste gedrückt, die Schiffe muß er mühsam aussuchen und er steht sie stets still auf derselben Stelle, oder langsam eingebracht und vertaut. Immer liegen die La-Plata-Dampfer noch nebeneinander, im Segelschiffhafen sieht man denselben Typ, auf dem Schwimmdock liegt immer noch der Aviso „S. M. S. A. Y.“ und wird wohl noch drei Wochen drin bleiben. Ist ein Hafen mit dem Stimmern der bewegten Wasser, dem ständigen Verschieben von Farben und Schiffsonnen verwirrend, so nimmt die steinerne Flut, der Verkehr der Stadt den Rest von Ueberflut und Ruhe.

Hamburg ist groß, aber Cuxhaven ist sein Prophet, es sagt kurz und drastisch, was Seefahrt, Seehandel, Weltverkehr bedeuten und erfordern.

Zunächst erweckt Cuxhaven dem Feind der bürokratischen Reihbrettstadt einen großen Genuß. Obgleich durch Zusammenfließen einiger Ortlichkeiten zur Stadt mit 13 000 Einwohnern geworden, läßt es ganz den Stumpfsinn vermissen, der ganz Preußen in rechtwinklige Quadrate zerlegt und die preußischen Städte zu Mustern von Langlebigkeit und Unpersönlichkeit macht. Selbst wenn schlechter Nachbargeschmack gute Anlagen verdecken könnte, setzen die Verhältnisse, der Hafen aller Schablouisierung ein Hindernis entgegen. So ist es eine an malerischen Bildern reiche Stadt.

Ungewöhnlich ist schon der hohe grünbewachsene Deich, den man, ganz unpreußisch, überall betreten kann. In dem Laub aller Bäume stecken Dächer aller Farben, geslicht und doch sauber und frisch. Sträucher und Gebüsch klemmen sich zwischen die kleinen Häuser, die jedes noch die Front nach dem Sinn des Bewohners richten und höchst widerwillig sich in Reih und Glied stellen. Hohe Masten steigen aus dem Hof, dem Vorgarten auf, das Rot und Weiß ihrer Flaggen blendet schon aus dem Grün hervor und verhindern die Bildung des tribulären deutschen Landschaftsbildes „Haus im Grünen“, das noch die Holstein-Landschaft bei allen seinen Reizen etwas langweilig „schön“ erscheinen läßt. Auch Zoll- und Lagergebäude sowie die Anlagequais haben nicht den Reitenumfang, der in Hamburg zuletzt ermüdet.

Endlich steht man an Meer, — für das man die Elbemündung stets nehmen muß, denn der gesamte Horizont ist mit Wasser ausgefüllt und erst langsam unterscheidet das Auge an kleinen Kratzelzeichen und Stricheln, daß das das andere Ufer der Elbe, die

Holsteinische Westküste ist, die die Horizontlinie verstärkt. Drei Meilen hätten wir hinüberzugehen, wenn eine Eisbrücke oder ein Eibtunnel sich bauen ließe. Unser Blick läuft also so weit der Horizont geht, frei über die silbergrau-grüne Wasserfläche, auf der in langer Kette Seedampfer auf Seedampfer elbeinwärts und seewärts dampfen. Die Fahrinne ist nahe genug, daß man jedes Schiff nach Größe und Besonderheit des Baues unterscheiden kann, aber schon die Namen der Schiffe sind schwer zu lesen. Große Segelschiffe und Hochseefischer in ihren kleinen dunklen Segeln fahren dazwischen, und immer von neuem schießt der Lotendampfer ins Wasser, Segler drehen hurtig bei, um dem Zollboot Auskunft zu geben. In der Entfernung und im Verhältnis zur umgebenden Wasserfläche erscheinen die größten Dampfer, die in Hamburg wie eine Hauswand vor uns aufragen, als unwesentlich; wir behalten die Uebersicht über das ganze Elbbild, ohne daß die Einzelteile übermächtig werden. Wie in schmalen Rinne gleiten die Schiffe vorbei, und ohne die Räden, die Zoll- und Lotendampfer ständig zu ihnen spinnen, könnte man sich auf einer abgelegenen Insel wägen, abgeschnitten und unbeachtet. So aber ist es, als ob immer noch die adligen Seeräuber, die „von Vappe“ auf dem Schlosse dahinten herrichten und auf ihren Raubfahrzeugen hervorriesen, um den Tribut zu nehmen. Die unedlen Ebellappen sind aber schon seit dem 14. Jahrhundert fortgesogen; das es nämlich den Hamburgern zuletzt einfiel, daß nicht nur der Edelmann Häufte hat.

Sie haben aber mit ihrem Kastell unserem Freilichtmuseum für Hafen- und Seewesen, wie man Cuxhaven nennen könnte, einen wichtigen, raren Beitrag geliefert. Man nimmt den starken Bau des Schlosses Riegebüttel für das älteste Wohngebäude Norddeutschlands. Tiefe Gräben umgeben es, auf den Wällen stehen eine Anzahl alter Kanonen, die wohl sonst nichts mehr zu sagen haben, da der Strand genug neue Werke mit neuen Geschützen hat, die bei Geschützübungen ihren Mund weit genug aufstun. Ein dichter Park, dunkel und stark umschließt das alte Schloß. Er ist ganz selten romantisch und so stimmungsvoll, als wäre er für Reinhardt „entworfen“.

Gleich darauf kommen wir zur Gruppe „Batten“ und „Dünen“. Wir gehen z. B. eine Weile die starken Deichbefestigungen entlang bis zur eigentlichen Nordsee und erwarten zu dem steifen Nordost eine tobende Brandung. Es ist möglich, daß es eine solche gibt — vor uns liegt aber auf weite Strecken nur ein blinkender seichter Lämpel, verhundertsacht, dessen spärliche Wasserreste unaufhörlich im Winde erzittern. Weit draußen sehen wir eine dunkle Masse, über die weiße Felsen aufstiegen, die See und ihre Wellenköpfe, die sich am Steindamm zerdrücken.

Zu unseren Füßen spielt es in allen Farben; ein zartes Zitronengelb neben tiefem Ultramarinblau, violett und rosa dazwischen. Muscheln sind es, unter Fingernagelgröße. Zum „Battenlaufen“ ist das Wasser noch zu kalt, sonst hätten wir Gelegenheit, mit eigenen Fingern aus den zur Ebbezeit zurückgebliebenen Lämpeln Krabben oder Quallen, auch Tuschentrebse und Seesterne zu greifen und zu studieren.

Im Fischer-Hafen haben wir in großer Zahl die drei Arten von Fangfahrzeugen für die deutsche Seefischerei. Hier an der Fischhalle liegen zunächst die Fischdampfer. Sie sind schmal und lang und nicht sehr groß; sie fahren über Helgoland hinaus, einige auch über Island weg und bleiben 14 Tage bis drei Wochen draußen.

Dann sehen wir in großer Zahl die „Ewer“, Segelschiffe mit drei Mann Besatzung, die ebenfalls die offene See aufsuchen, endlich die „Küstenschiffe“, die man draußen an den Wänden liegen sehen kann. Sie fangen vor allem Krabben und Raifische, und man kann zusehen, wie sie nach der Müchle ihre Fang in Drahtkörben sortieren und große Mengen wieder in das Wasser werfen. Es macht nicht viel Mühe, von einem der Fahrzeuge als zuzuhauer oder helfender Gast mitgenommen zu werden. — Eben fährt ein Burische mit seinem starren drei Seehunde zur Stadt, die wohl der eben eingekommene Fischdampfer sing. Sie liegen wie „sprachlos“ und ihre großen runden Augen richten sich stark auf den Hinzuhauernden und quälen mit ihrer Frage.

Da gibt es auch in der Fischhalle vormittags einen Markt der anständigen Großhändler. Sicher kann der Hamburger oder Altonaer sagen, daß auch auf diesem Cuxhavener Fischmarkt nichts los ist. Kein Gebrüll von Hunderten, Tausenden, vielleicht auch nicht ein solches Angebot, aber um so übersichtlicher, verständlicher spielt sich alles unter unseren Augen ab. Gut sortiert stehen in Reihen aneinander geschlossenen die Fischkästen. Sie fallen in der Regel 100 Pfund, und auf den Rändern dieser Kästen balanzieren die Großhändler herum, um dem Ausrufer ihre Gebote zuzurufen, bis das Höchstgebot erreicht ist und der Zettel der laufenden Firma auf einem der oberen Fischleiber klebt. Nur die riesigen Heilbutts laden Stück für Stück zum Verkauf. Ein großer „Cat“ (Kagensisch) hatte als Käufer den Zettel „Fischputtermerle“, er war trotz seines feisten Körpers recht wertlos für den Fänger.

Eine schrille Sirene dringt uns in die Nerven. Das ist ein ausfahrendes Torpedoboot. Ein Hafen ist mit ihnen überfüllt. Sie sehen in ihrem Hafen recht schmierig aus, und auch ihre Bemalung wäre nichts für Paradeaugen. Merkwürdig, daß jeder Matrose bei der Arbeit seine Peise im Munde hängen hat, ohne daß der „Dienst“ leidet. Ganz fehlt freilich auch das „Preussische“ nicht.

Ein „Rinenleger“ repräsentiert die moderne Kriegsschiffform. Es liegt neben einem ausgemusterten alten Kreuzer oder Panzerschiff, das nun wohl als Küstenschutz und besserer Anlegeplatz dient.

Noch hängen einige Geschützrohre aus den Kanzentürmen, aber sie bewachen nur 12 große Anker und für 2 Millionen altes Eisen, sich selbst.

Ein Amerika-Dampfer soll heute aus Hamburg kommen, um die Kabinenpassagiere und das Gepäck aufzunehmen, die mit Extrazug hergefahren werden. Ich sah am Quai der Gesellschaft einen hohen Bug vorragen und erste hinzukommen. Er lag schon lange da. Eine dicke Menge stand vorn im Zwischendeck und suchte sich die lange Wartezeit, bis der Extrazug käme, zu vertreiben, so gut es ging. Es war eine Mischung jener Typen, die gerade dem Berliner gut bekannt sind. Junge Burlesken machten ihre Witze und Glossen, fielen gierig über jeden Zwischenfall, jede Schwäche der anderen her, um ihr rohes Gelächter loszulassen, in das die Betroffenen furchsam einstimmen. Kleine Familiengruppen ließen sich unterscheiden, Kinder drehten sich im Kreise, aber zu fern lag das hohe Deck, und zu trübseligen Betrachtungen schien mir kein Grund vorzuliegen. Fast alle haben sie den Mut, unleidliche Verhältnisse durch die Abwanderung zu zerbrechen.

Ein blechernes Geschmetter mittschiffs lenkte mich ab. „Der Zug“, sagte mein Nachbar und wies rückwärts zum Bahnhof der Hamburg-Amerika-Linie. Da erschien auch schon der Zug der Kajütenpassagiere, dem die Musik galt. Wie auf der Bühne schritten sie in langen Gruppen zur Treppe — Italiener in Pantinen, elegante Handlungsreisende mit der neuen gequollenen Reisekontemüse und dem Kabinenkoffer, Kleinbürgerliche Familien, Bauern und die Ulstein-Dame mit hohen Haden und papageibuntem Gockelhut. Mein Nachbar zeigte mir den Kriminalbeamten, der oben von einem Deck herabspähte und mit einem Helfer Zeichen tauschte. Der dicke Herr hatte schon manchem „Europamüden“ zu längerem Verweilen zugeredet, der seine Beute bereits halbwegs gesichert wählte.

Die Blechmusik ging wieder los. Es kam der zweite Schub, die erste Kajüte. Das Zwischendeck reckte die Hälse. Warum diese schlechte Behandlung der Zwischenbedreisenden, an denen die Gesellschaften am meisten verdienen? Eine Gesellschaft, die nur eine Klasse und gleichmäßige Behandlung bei gleichem Preise und guter Leistung vorsähe, würde vielleicht ohne alle die Umstände und Anforderungen, die die Kajütengäste machen, besser abkönnen. Aber wann wird man bei uns von dem Kapitän abkommen?

Das Schiff hat seitwärts einen Schnabel aufgesperret; etnige Beute füllen es mit den Handtaschen, Körben und einer Zahl der Stewards, was Schiffselner bedeutet und wie Sturft klingen muß: Oben sehe ich jemand mit einer kleinen Fahne spielen. Er winkt damit, und ich sehe, vom Mast des Minenlegers antwortet ein Matrose ebenfalls mit einer Fahne. „Die unterhalten sich“, erklärt der Nachbar. „Was sagt er jetzt?“ — „O, ob wir nicht ein wenig plauschen können.“ Er drehte die Fahne einmal nach links, dann nach rechts. Dann ging es schnell, wie ein Taubstummer die Hände, zog er die Fahne schnell hin und her und der drüben machte ähnliche Bewegungen mit zwei Winkflaggen. „O, jetzt fragt er, wie das Wetter draußen (in See) wäre.“

Auf der Kommandobrücke erziehen neben dem Kapitän der Loffe. Inzwischen war der Schnabel geschlossen, die Taus gelöst, der Schlepper ging zur Hilfe gegen die zurücktretende Flut mit, die Musik spielte: „Rug i denn, muß i denn“, und nach langen Manövern und Abbrehen fuhr er seawards. Die Tschentlicher wurden von den Schirmspitzen eingezogen und manche Rutter verdeckte ihren Kopf in Tüchern und der Mann sah steif die graue stille Elbe hinab und fühlte die dumme Frage, warum das nun war, daß der Jung nicht im Lande vorwärts kam und so weit weg mühte, damit er ihnen helfen könne.

Drüben ist die „alte Liebe“, auf dem Weltmeer wohl so bekannt, wie Bahnhof Friedrichstraße dem Europäer, denn alles was nach und von Hamburg kommt, grüßt zunächst oder zuletzt dieses Volkwerk von Cuxhaven. „Olivia“ hieß ein abgetakeltes Schiff, das hier einst als Anlegestelle diente. „Alle Lieve“ machte daraus der Seemann scherzend und in seiner Art symbolisierend. Nun hat man auch eine „neue Liebe“ geschaffen, aber was hat sie noch mit „Olivia“ und dem schönen „alle Lieve“ zu tun? Noch vieles gibt es in dem Hafennest, in dem wirklich sonst nichts los ist. Ein Semaphor zeigt in sechs Armen, welche Windstärke und Windrichtung auf Helgoland und Vorkum ist. Eine große Anlage von Drähten und Masten dient dem Funkspruchwesen. Abends beginnen der alte Leuchtturm und viele Bojen ihre Lichtwellen auszusenden. Dazwischen entrollen sich plötzlich wohl die sonst verdeckten Strandbatterien. Ferne, scharfe Kommandos erschallen. Scheinwerfer tasten mit breitem Band über die totenstille, nächtliche Elbe und hängen sich an eine helle Wand, die dort schwimmt. Kommandos, Krachen und so minutenlang, bis der Scheinwerfer sein Licht wieder verschluckt und Stille eintritt oder ein Djeandampfer aus allen runden Lufen leuchtend mit heftigem Getöse Durchlaß durch das Schussfeld verlangt und erhält. Lange hört man nun nichts, als das Stoßen seiner Maschinen und das Pratschen der beiseite gestoßenen Wasser. P. G.

Artur Schnitzler.

Die Jubiläumsreise, die früher nicht vor dem 60. Jahre eintreten durfte, hat man nun schon längst auf 50. herabgesetzt, mit einer so wohlwollenden Dringlichkeit, als handle es sich um die

Verabsicherung des Pensionsalters. Das laufende Jahr bringt eine ganze Reihe deutscher Dichter als solche Pensionäre. Artur Schnitzler eröffnet sie am 15. Mai. Das gibt manche Gelegenheits zur Rückschau auf die jungen Tage unserer modernen Literatur, die nun allmählich, im dritten Jahrzehnt, der Jugend entwachsen ist. Aber daß diese Gelegenheit, in vorliegenden wie in den weiteren Fällen, besonders zur Freude oder auch nur zur Genugtuung stimmen könnte, läßt sich kaum behaupten. Man fragt sich: welche Versprechen hat jene Generation eingelöst, die um 1890 auf dem Plan trat und sich aus den Kräften und Kämpfen der Zeit einen neuen Inhalt erobern wollte, um der Kunst neue, jenem Inhalt kongeniale Formen zu beschaffen? — Jeder ist seine eigenen Wege gegangen, mit mehr oder mit weniger Glück, mit mehr oder weniger Ehrenschaft, mit mehr oder weniger Ehrlichkeit. Aber all diese eigenen Wege haben doch nur in das Land der Literatur geführt, in die kleine Welt des Individuums und seiner Klasse, der sie durch Geburt oder Erfolg zugeteilt waren, über die sich hinauszuschwingen, um das Volksganze zu überschauen, wohl keinem jener Generation des Naturalismus gelungen sein dürfte.

Unter dieser Fahne fanden sich im übrigen so viel Köpfe, so viel differenzierende Sinne zusammen. Auch Schnitzler hat nie im entferntesten zu den „Konsequenzen“ der Schule gehört. Er ist von Anfang an ein sicherer Virtuos der Bühnentechnik, der überlieferten (selbst der Ibsenschen) gewesen; ein Kultivierter mehr des geistreichen, gepflegten, als des blutvoll charakterisierenden Dialogs. Von der starken Morgenbrise sozialen Mitgeföhls, die damals wenigstens in Norddeutschland die Dichtung durchwehte, ließ sich bei Schnitzler nie ein Hauch verspüren. Seine Perspektive ist nie eine andere gewesen, als die der gebildeten Wiener Bourgeoisie, die neben der Bildung noch immer vor dem Wohlstand mindestens ebenso viel Respekt hat, wie vor der zwar nicht gebildeten, aber dafür ihr äußerlich um so imponanteren Aristokratie. Etwas Hoffnungslos liegt in der Saittheit und Stagnation dieser Wiener Bourgeoisiegeschichte, die so klug und so ironisch, aber auch so sentimental über sich selbst zu reflektieren versteht, der aber jeder Gedanke an Zukünftiges und an eigene Tatkraft verborrt zu sein scheint. Was ihr in ihrer engen Welt der Betrachtung, Entwicklung und Diskussion würdig bleibt, ist lediglich noch das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Und wenn Schnitzlers und seiner Umwelt Geschmach ihn auch hierbei vor der kindlichen Animalität der Franzosen bewahrt, so entfernt er sich wiederum darin nicht gar so weit von ihnen, daß er seine Probleme dieser Art gewöhnlich dort enden läßt, wo sie für das spirituellere norddeutsche und nordeuropäische Empfinden erst recht eigentlich beginnen. Die physische Vereinigung bleibt die Hauptsache, Wort und Gefühl das Beiwerk.

Die nun 16 Jahre alte Szenenfolge „Anatol“ ist Schnitzlers Lebensklima sozusagen bis heute geblieben. Die Auffassung seiner dichterischen Mission hat Hofmannsthal, damals noch Boris, in den Eingangsworten charakterisiert: „Also spielen wir Theater, Spielen unsere eignen Stücke, Frühgerichtet und zart und traurig, Die Komödie unserer Seele . . . Böser Dinge hübsche Formel, Glatte Worte, bunte Bilder . . .“ Ein Spiel, ein intellektueller Luxus, den sich ein frühreifer, müder Sinn mit der Welt, seiner Welt allerdings nur, leisten darf. Diese Welt war im Anfang die des „süßen Mädels“, das in der Stadt von den jungen Bürgerherren geliebt und in der Vorstadt von braven Handwerksmeistern geheiratet wird, wie sich ungefähr dieser Jhismus des Besten am Menschenleben mit unschuldiger Nonchalance im „Anatol“ ausdrückt. Und im „Weiten Land“ von 1911 steht es so wesentlich anders nicht um das, was die Menschen bewegt. Sie sind zum Teil älter und bürgerlicher geworden; aber ihres Herzens letztes Trachten wird doch von der Frage ausgefüllt, mit wem man demnächst das Bett teilen wird. Schnitzler durchstreift diese Welt mit einem sichtbaren und nicht einmal unappetitlichen Wohlbehagen, und es ist wohlverständlich, wenn seinesgleichen in dieses Wohlbehagen mit hineingezogen wird. Denn jede Kunst findet ihr dankbares Publikum bei dem Kreise, der sich in den Werken dieser Kunst widergespiegelt findet. Daß dies in Schnitzlers Fall nicht die aufstrebenden Volksschichten sind, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Schnitzlers künstlerische Begabung bleibt auch streng auf jenes Gebiet beschränkt. Wo er jemals den Versuch gemacht hat, darüber hinauszugehen, hat er sich starke geistige und künstlerische Blüten gegeben. Im „Freiwild“ noch am wenigsten, da hier der Fall sozialer Vogelfreiheit doch eigentlich nur den Hintergrund zu einer der vielen süßen-Mädelgeschichten abgab. Auch der Spott gegen den aristokratischen Familienstolz in „Komtesse Mizzi“ ist wahrhaftig ein kaum noch zeitgemäßes, jedenfalls sehr billiges Vergnügen. Aber das vorgeblich tragische Motiv eines todgeweihten Reiterregiments, das, eine alte Ehre auszuweihen, mit dieser Aussicht in den Krieg geschickt wird (im „Ruf des Lebens“), ist die erschwerte Heroenstimmung eines Mannes, der eigentlich nur in Anatols parfümiertem, dämmerigem Musikzimmer zu Hause ist, das an das Schlafzimmer stößt. Und gar sein Versuch, sich (wie im „Jungen Medardus“) mit der Historie einzulassen, zeigt ihn auch nur wieder als den Dichter des „Anatol“ im Wien von 1899 und dort auch allenfalls noch glaubhaft. Wo er aber diese Sphäre verläßt, um den männlichen Kampf und die Unbarmherzigkeit des Kriegsschicksals zu zeigen, da bleibt seiner Phantasie nur die Wahl zwischen der patriotischen Schulanedote und dem Dumaschen Kolportageroman, ak.

Kleines feuilleton.

Aus der Vorzeit.

Die Religion der Urmenschen. Von der Kultur des vorgeschichtlichen Menschen weiß man nur wenig. Ihm eine solche ganz abzustreiten, würde ungerecht sein, denn als eine Kultur darf an sich alles gebietet werden, was sich über die tierische Art der Lebensführung und des Nahrungserwerbes erhebt. Außerdem beweisen die in zahlreichen Höhlen, namentlich in Südfrankreich aufgefundenen Wandgemälde, daß der Mensch schon damals das Bedürfnis empfand, sein Heim zu schmücken, so wenig es auch unseren Begriffen eines solchen entsprach. Da ihm aber jedes Mittel fehlte, seine Gedanken aufzuzeichnen, so erschein es schier hoffnungslos, etwas über seine Geistesrichtung zu erlahnen. Es ist daher etwas schön, wenn ein Mitarbeiter des „Kosmos“ eine Untersuchung über die mutmaßliche Religion des vorgeschichtlichen Menschen zu geben wagt. Aus den ersten beiden Stufen der älteren Steinzeit, dem sogenannten Obelstein und Acheulén, in denen der Mensch am Ufer der Flußläufe in Gemeinschaft mit den Nilpferden, dem Rhinoceros und dem Mammut lebte, liegt auch nicht der geringste Anhalt für das Vorhandensein religiöser Bräuche vor. Dagegen werden Funde, die in jüngster Zeit in Frankreich gemacht worden sind, und der nächsten Stufe, dem Mousterien entsprechen, mit Entschiedenheit dahin aufgefaßt. Als ein Beleg wird vor allem ein Skelett angeführt, das augenscheinlich absichtlich in einer kleinen Mulde unter einer Höhle lag, also eigentlich begraben worden war, während alle früheren Reste regellos zerstreut zum Vorschein gekommen sind. Jener Tote lag auf dem Rücken, der Kopf sorgfältig zwischen Steinen gebettet. Ueber seinem Schädel befanden sich aufgetrocknete Tierknochen, die ihm wohl nach seiner Enterscheidung zur Nahrung dienen sollten. Ferner waren ihm zum Gebrauch im Jenseits zahlreiche zugerichtete Feuersteine mitgegeben worden, teils als Werkzeuge, teils als Verteidigungswaffen.

Demnach handelt es sich hier um ein rituelles Begräbnis, und die Vermutung, daß damit der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode, also eine religiöse Vorstellung, verbunden war, liegt wenigstens nahe. Für die Epoche des Magdalénien wird ein Schluß in dieser Richtung noch zwingender. Man findet bereits sichere Anzeichen eines Totenkults. Die Beigabe von Schmuckstücken und Geräten kann kaum noch anders verstanden werden, als in dem angedeuteten Sinn, und so roh die Ausstattung dieser Gräber auch noch ist, so bezeugt sie doch das hohe Alter eines Glaubens an irgend eine Fortexistenz, der sich freilich kaum über eine Geisterfurcht erhoben haben mag. In der jüngeren Steinzeit schritt dann die Entwicklung mächtig fort. Die Zeichnungen, die sich aus dieser Zeit erhalten haben, tragen zuweilen schon einen unverkennbaren religiösen Charakter, nämlich den von Götterbildern. Vor allem aber tritt er in den megalithischen Denkmälern, den mächtigen Steintreibern, hervor, unter denen das Stonehenge in England das berühmteste ist. Schon Friedrich Theodor Vischer hat in seiner Pfahldorfgeschichte, wenn auch mit phantastischen Ausschmückungen, die religiöse Bedeutung dieser vorgeschichtlichen Stätten in den Hauptzügen treffend gezeichnet. Im letzten Jahrzehnt haben auch die Astronomen die Beziehungen solcher Steintreise zum Lauf der Gestirne, namentlich der Sonne, untersucht, und es besteht nicht mehr der leiseste Zweifel daran, daß diese Denkmäler die Schauplätze religiöser Versammlungen gewesen sind, deren Einberufung und Verlauf sich damals nach der Sonne richtete.

Psychologisches.

Die geistige Mitgift von Eltern und Großeltern. Während man in der Frage der Vererbung geistiger Fähigkeiten sich bisher hauptsächlich mit der Vererbung psychischer Störungen und der Vererbung übernormaler, sogenannter genialer Fähigkeiten beschäftigt hat, ist man erst in neuester Zeit an das Studium der Vererbung der normalen geistigen Begabung herangetreten. Einen interessanten Beitrag zu diesem Problem gibt Dr. W. Peters in der „Umschau“. Er hat in verschiedenen Teilen Bayerns, Preußens und Oesterreichs aus ländlichen Volksschulen die dort aufbewahrten Zeugnisse von Kindern, Eltern und Großeltern gesammelt und die Leistungen von 354 Kindern mit den Leistungen ihrer Vorfahren verglichen. Bei dem Studium der Schulnoten ergab sich, daß von allen Kindern, deren beide Eltern gute Leistungen, d. h. die Noten eins und zwei hatten, 76 Prozent ebenfalls gute Leistungen aufwiesen, während 24 Prozent schlechtere oder schlechte Leistungen (die Noten drei, vier und fünf) hatten. Von den Kindern, von deren Eltern einer gute, der andere schlechte Leistungen aufwies, hatten nur 59 Prozent gute und 41 Prozent schlechte Leistungen. Wurden bei beiden Eltern schlechte Leistungen konstatiert, so wiesen unter ihren Kindern nur 38 Prozent gute und 62 Prozent schlechte Leistungen auf. An der Abhängigkeit der Schulleistungen der Kinder von denen der Eltern läßt sich also nicht zweifeln. Es konnte aber auch nachgewiesen werden, daß die Kinder im Durchschnitt die besten Leistungen aufwiesen, deren Großeltern die besten Leistungen hatten und umgekehrt. Dabei durften nur die Kinder berücksichtigt werden, deren Eltern alle beide die gleiche Note hatten. Denn nur bei ihnen ließ sich beweisen, daß trotz der Gleichheit der Eltern die Leistungen der Schulkinder mit den Leistungen der Großeltern variierten. Was die einzelnen Unterrichtsfächer anbetrifft,

so geht aus der Statistik von Dr. Peters hervor, daß die Leistungen der Kinder mit denen der Eltern am besten im Lesen und Schreiben übereinstimmen, etwas weniger gut im Rechnen, noch weniger im Sprachunterricht und am wenigsten im Religionsunterricht. Im allgemeinen sind die Leistungen der Kinder denen der Mutter am ähnlichsten. Dies tritt besonders deutlich überall da hervor, wo die Mutter bessere Schulleistungen aufweist als der Vater. Wo dagegen der Vater die bessere Leistungen hat, verschiebt sich die Sachlage zugunsten des Vaters. Dann sind eine größere Anzahl dem Vater ähnlicher als der Mutter. Daraus darf man schließen, daß die größeren intellektuellen Fähigkeiten eine stärkere erbliche Wirkung ausüben als die geringeren Fähigkeiten. (Leider ist bei dieser Untersuchung das soziale Milieu nicht berücksichtigt.)

Aus dem Pflanzenreich.

Das Gift des Goldregens. Der Goldregen (Cytisus laburnum) ist wegen seines gefälligen Wachstums und seiner anmutigen Blüten weit verbreitet, und es würde schwer halten, ihn auszurotten, selbst wenn eine derartige Verordnung erlassen werden würde. Unbedenklich ist seine Gegenwart in so vielen Gärten und Parkanlagen allerdings nicht, denn ziemlich häufig kommen Fälle von Vergiftungen durch diese Pflanze vor, jedoch immer wieder von neuem davor gewarnt werden muß. Meist sind es Kinder, die aus Spielerei und Unbedachtsamkeit die Früchte des Goldregens in den Mund nehmen, zerlauen und vielleicht auch verschlucken. Aber auch die übrigen Teile der Pflanze sind giftig und können zu Erkrankungen führen. Neuerdings ist ein Fall verzeichnet worden, indem drei Frauen sich dadurch vergifteten, daß sie Blüten vom Goldregen mit denen der unechten Akazie (Robinie) verwechselten und zur Erhöhung des Wohlgeschmacks an eine Speise taten. Die Vergiftung äußert sich immer zuerst in Erbrechen. Dann folgt ein Zustand der Ohnmacht und der Starre, dem zuweilen allerdings noch eine starke Erregung vorausgeht. Außerdem kann es zu Krämpfen, Sinnesstörungen, Schwindel, kaltem Schweißausbruch, Muskelschmerzen und noch anderen Erscheinungen kommen. Bei Kindern besteht sogar Lebensgefahr durch Lähmung der Atemwerkzeuge. Die besonders starke Wirkung der Samen ist auf einen Stoff zurückzuführen, der Cytisin genannt wird und zu den Alkaloiden gehört. Seine Wirkung wird nach neuen Untersuchungen mit der des Nikotin verglichen und es wird sogar die Frage aufgeworfen, ob eine so große Ähnlichkeit noch zwischen zwei anderen Stoffen gefunden werden kann, die chemisch miteinander nicht verwandt sind. Man hat jetzt auch einen Versuch gemacht, ob das Cytisin wie andere Pflanzengifte in der Heilkunde nicht auch gute Dienste leisten könnte; bisher aber hat es sich als nutzlos erwiesen.

Technisches.

Moderne Kraftfernleitungen und ihre Gefahren. In einem Referate des Obergerichtsrats Albrecht auf der 33. Jahresversammlung des Märkischen Vereins von Gas-, Elektrizitäts- und Wassersachmännern wurden die Gefahren der modernen Kraftfernleitungen gründlicher Besprechung unterworfen.

Es wurde zunächst festgestellt — und zwar auf Grund sorgfältiger Erhebungen —, daß die Gefahren der Gasfernleitungen verschwindend klein im Vergleich mit denen der Elektrizitätsleitungen sind. Abgesehen davon, daß die Beschädigungen von Gasröhren infolge der Erdbewegungen zu äußersten Seltenheiten gehören, bildet der intensive Gasgeruch ein Warnungssignal für Menschen wie für Tiere. Auf die Pflanzenwelt üben kleinere Gasausströmungen keine merklichen Wirkungen aus.

Ganz anders die Fernleitungen für hochgespannten elektrischen Strom. Sie sind zu einem wahren Mordinstrument für unser Vogelwelt geworden. Nach dem Berichte des Landesverbandes sächsischer Tierkühnvereine wurden auf einer Strecke von 100 bis 1500 Meter Länge 16 Turmfalken, 3 Bussarde, 8 Eulen, 2 Stare und ein halbes Duzend andere Vögel und in einem zweiten Falle 8 Turmfalken, 4 Schleiereulen, 2 Sturmpfaffen, 2 Bussarde, viele Dohlen und eine große Menge Stare unterhalb einer Hochspannungsleitung tot aufgefunden. Es ist dabei noch zu berücksichtigen, daß die Raubvögel die Leitungspunkte bereits als gute Beuteplätze kennen und etwaige herabfallende Vögel sofort verschleppen.

Als eine ganz besondere Gefahr haben sich die Ueberlandzentralen für die Entwicklung der modernen Luftschiffahrt erwiesen. Die Landung von Luftfahrzeugen in einer an Starkstromleitungen reichen Gegend ist, zumal bei Finsternis, äußerst gefährlich, und das kürzlich eingetretene Unglück des Militärballons in Straßburg hat gezeigt, daß auch die Schleiffahrten von Ballons durch Starkstromleitungen sehr gefährdet werden können. Das herabhängende netzschleppende Seil nämlich bei der Berührung mit einem Hochspannungsdraht eine Blizwirkung auf die Inflation des Ballons aus. Nur durch unterirdische Verlegung sämtlicher Starkstromleitungen könnten nach Ansicht der Sachverständigen alle diese stets wachsenden Gefahren vollständig beseitigt werden.